

Migrationen und Leben in multikulturellen Milieus: nationale Zugehörigkeit zur Herstellung von familien- und lebensgeschichtlicher Kontinuität

Rosenthal, Gabriele

Veröffentlichungsversion / Published Version

Sammelwerksbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Rosenthal, G. (1999). Migrationen und Leben in multikulturellen Milieus: nationale Zugehörigkeit zur Herstellung von familien- und lebensgeschichtlicher Kontinuität. In U. Apitzsch (Hrsg.), *Migration und Traditionsbildung* (S. 22-34). Opladen: Westdt. Verl. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-56829>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Basic Digital Peer Publishing-Lizenz zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den DiPP-Lizenzen finden Sie hier:
<http://www.dipp.nrw.de/lizenzen/dppl/service/dppl/>

Terms of use:

This document is made available under a Basic Digital Peer Publishing Licence. For more Information see:
<http://www.dipp.nrw.de/lizenzen/dppl/service/dppl/>

Gabriele Rosenthal

MIGRATIONEN UND LEBEN IN MULTIKULTURELLEN MILIEUS:
NATIONALE ZUGEHÖRIGKEIT ZUR HERSTELLUNG VON FAMILIEN- UND
LEBENSGESCHICHTLICHER KONTINUITÄT

1. Identität oder Biographie?

Bin ich Tschechin, Ungarin, Deutsche oder Jüdin, was ist meine Muttersprache, zu welcher Nation oder zu welchem Volk gehöre ich? Sind dies überhaupt Fragen für jemanden, der in verschiedenen Kulturen aufgewachsenen ist und aufgrund seiner Lebensgeschichte verschiedene Möglichkeiten der Selbstverortung hat? Welcher lebensgeschichtliche Verlauf und welche biographische Konstellation führt zur Thematisierung der nationalen oder ethnischen Zugehörigkeit? Lebensgeschichten von israelischen Juden, die aus dem multikulturellen Milieu Ostmitteleuropas stammen, denen in der Zeit der Nazi-Verfolgung das 'Judesein' unabhängig von ihrer Selbstdefinition zugeschrieben wurde und die heute in einer multikulturellen Mehrheitskultur leben, bieten sich zur Rekonstruktion lebensgeschichtlicher Bedingungen für die Entwicklung einer multikulturellen Identität und eines multikulturellen Habitus geradezu an. Diese AutobiographInnen sind im Spannungsfeld zwischen Fremd- und Selbstattribution sozialisiert, meist mehrsprachig erzogen und waren in bestimmten Zeiten ihres Lebens Angehörige einer Minderheits- (in Europa) in anderen einer Mehrheitskultur (in Israel).

Doch was bedeutet multikulturelle oder auch nationale Identität? Lassen sich diese Identitätsformen über die Selbstgewißheit bzw. Selbstdefinition oder über die Lebenspraxis und Lebenswege bestimmen? Da Selbstdefinition und Lebenspraxis keineswegs kompatibel sein müssen, wir von der gegenwärtigen Selbstdefinition auch kaum auf deren Genese schließen können, stellt sich überhaupt die Frage, ob uns das Identitätskonzept, dem nur mit zusätzlichen Konstruktionen der statische Charakter entzogen werden kann, überhaupt weiterhilft. Dabei sollen jedoch die Versuche, wie sie z.B. von Peter Weinreich (1989:50) in Anlehnung an Erikson (1963) und Laing (1961) vorgestellt werden, die "emphasizes continuity rather than sameness in identity and gives central importance to the process of construal" nicht entwertet werden.

In der deutschen soziologischen Identitätsdiskussion ist Lothar Krappmanns (1975) Versuch einer Verbindung des Identitätskonzept aus der symbolic interactionist tradition, traced primarily to G.H. Mead (1934) mit dem psychodynamic approach to identity by E.H. Eriksons (1968) einer derjenigen, die für ein biographietheoretische Diskussion anschlussfähig sind. Dennoch ist auch diese Konzept einer eher statisches als prozessuales und im Unterschied zum Biographiekonzept eher ein theoretisches als empirisches. M.E. können wir nur mit dem Konzept der Biographie leichter etliche der Probleme mit dem Identitätskonzept umgehen und auch empirisch die prozessuale Analyse leichter umsetzen. Im Unterschied zum Identitätskonzept ist das Konzept der Biographie genuin ein prozessuales: "Biography is a concept which takes temporality into account. In both constitutes and processes temporality"

(Fischer-Rosenthal 1995b: 258). Während für eine biographietheoretische Perspektive der Prozeß des Gewordenseins zentral ist, zentriert sich das Identitätskonzept auf das gegenwärtige So-Sein und die Zugehörigkeit zu etwas (ebenda).

Neben die in modernen Gesellschaften multiplen Zugehörigkeiten treten die im Laufe eines Lebens wechselnden Lebensverhältnisse; weiter werden Zugehörigkeiten im Laufe gesellschaftlicher und biographischer Prozesse unterschiedlich relevant, treten in den Vorder- oder Hintergrund. Die Frage "wer bin ich" wird zunehmend schwieriger zu beantworten. Diese Schwierigkeit ergibt sich sowohl aus der Perspektive der Fremd- wie auch der Selbstattribution. Bedeutet dies nun, daß Autobiographien, die durch Vielfältigkeiten und Wechsel der Zugehörigkeit geprägt sind, zu Identitätsdiffusionen führen? Verlieren Individuen das Gefühl dafür, wer sie sind, weil sie ihre Zugehörigkeit nur noch schwer definieren können? Mag auch in unterschiedlichen, insbesondere administrativen Situationen die "eindeutige" Zugehörigkeit sozial eingefordert werden - wie z.B. beim Antrag auf die deutsche Staatsbürgerschaft - so werden in modernen Gesellschaften anstatt der Selbstkonstruktion "Ich bin der und der" zunehmend biographische Konstruktionen eingefordert. Individuen stehen vor der biographischen Aufgabe, lebensgeschichtliche Kontinuitäten in ihrer erlebten Lebensgeschichte¹ dadurch herzustellen, in dem sie sich selbst und anderen mitteilen, wie sie zu dem geworden sind, wer sie heute sind. Indem sie anderen und sich selbst ihre Lebensgeschichte erzählen, werden ihr Gewordensein und ihre Diskontinuitäten für sie selbst wie für andere nachvollziehbar und plausibel.

Angesichts der zunehmenden Wahrscheinlichkeit von Migrationsbiographien in Europa wird die Vorstellung, daß die Zugehörigkeit zu einer Nation oder einem Volk lebenslang die "Identität" bestimmt, von der Lebenspraxis ebenso überholt wie die in den Sozialwissenschaften meist in Verlustkategorien beschriebenen Migrationsverläufe (vgl. Breckner 1994; Lutz 1995). Die Analyse biographischer Verläufe von Migrationsprozessen kann uns vielmehr verdeutlichen, inwiefern die biographische Bearbeitung der sich wechselnden Lebensverhältnisse gerade nicht zu Identitätsproblematiken bzw. -diffusionen führt, sondern vielmehr zur Herausbildung einer multikulturellen Handlungspraxis und einer Selbstgewißheit unabhängig von makro-sozialen Zugehörigkeitsfragen. "Instead of a 'before and after' perception which treats migration as the missing link, the individual is seen as one who has lived through the changes, adapted to them or not, and created strategies of resistance" (Lutz 1995:305).

In Anlehnung an Wolfram Fischer-Rosenthal (1995b) favorisiere ich aus diesen Überlegungen heraus, anstelle des eher statischen und auch normativen Identitätskonzepts die "Biography" als umfassenderes Konzept. Die empirische Analyse erzählter Lebensgeschichten ermöglicht uns sowohl die Rekonstruktion der erlebten Geschichte eines Biographen als auch dessen Biographiekonstruktion, d.h. wie sich ihm seine Vergangenheit heute - jenseits seines bewußten Präsentationsinteresses - darbietet und seiner Gegenwart und Zukunft Sinn verleiht (vgl. Rosenthal 1995b)

Die Selbstzuordnung zu einem Kulturkreis, einer Nation oder einem Volk ist lebensgeschichtlich durch Erfahrungen konstituiert. Wir sind auch nicht unmittelbar "Element" eines Kollektivs und repräsentieren es, sondern leben aus dem Erfahrungs- und Deutungspotential mit unserer jeweils eigenen Lebensgeschichte, die in Kollektive, Milieus und Nationen eingebettet ist. Deren vielfältige Geschichte wird konkret biographisch handelnd erlebt und gelebt. Vor allem gilt zu berücksichtigen, daß sich die eigene Lebensgeschichte vor dem

Hintergrund der über Generationen wirksamen Familiengeschichte aufbaut. Wir lösen in unserem Leben nicht nur aktuelle Lebensprobleme, sondern übernehmen Aufträge der Familie, von der Generation unserer Eltern, insbesondere auch von der der Großeltern (vgl. Stierlin 1982). Insbesondere dann, wenn uns diese Delegationen nicht bewußt sind, wir ohne es zu wissen, davon angetrieben und häufig auch blockiert werden, sind sie besonders wirksam. So können wir m.E. weder die Kriegshandlungen im ehemaligen Jugoslawien noch den Neo-Nazismus von deutschen Jugendlichen unabhängig von der jeweils latent weiter wirkenden Familienvergangenheit verstehen.

Aufgrund diesen Überlegungen muß die mögliche empirische Frage, welche nationale Identität einem Autobiographen zukommt, als stark vereinfachend zurückgewiesen werden. Diese Frage kann der Komplexität sozialer Zugehörigkeiten kaum gerecht werden. Vielmehr gibt uns die Rekonstruktion der lebens- und familiengeschichtlichen Konstellationen, in denen die Zugehörigkeit zu einem Kollektiv für den Biographen überhaupt zum Thema wird, und die Entdeckung der lebens- und familiengeschichtlichen Funktionen der Identifikation mit einer Ethnie oder Nation eine wirklichkeitsadäquate Einsicht in die sozialen Prozesse der Selbstdefinition und Handlungspraxis. Einer empirisch fundierte Theorieentwicklung entsprechend, wie sie unter anderem von der 'grounded theory' (cf. Glaser/Strauss 1967) gefordert wird, sind Konzepte nicht unabhängig von empirischen Analysen zu entwickeln oder normativ vorabzusetzen und nur noch empirisch zu testen. Um es weiter zu konkretisieren, die empirischen Fragen, die sich stellen, sind:

1. In welchen Lebenssituationen - und Leben bedeutet immer die Wechselwirkung zwischen individuellen und sozialen Abläufen - wird die Zugehörigkeit zu einer Nation, Ethnie oder einem Kulturkreis für das Individuum überhaupt zum Thema?
2. Welche biographische Funktion erfüllt die Selbstdefinition? Oder anders formuliert: Inwiefern dient die Selbstdefinition zur Bearbeitung bestimmter biographischer Probleme wie von Diskontinuität?
3. Inwiefern korrespondiert die Selbstdefinition mit der aktuellen Handlungspraxis und mit der Handlungsgeschichte des Biographen?
4. Wie konstituiert sich die Handlungspraxis und Selbstdefinition im Verlauf der erlebten Lebensgeschichte?

2. Ein kontrastiver Vergleich von zwei Fallstudien

Zwei Lebensgeschichten von Frauen möchte ich hier nun kontrastierend vorstellen, deren Biographien durch eine multikulturelle Lebenspraxis geprägt ist, die sich jedoch in ihren Selbstdeutungen unterscheiden. Während sich die eine Autobiographin als Mitglied einer Ethnie fühlt, versteht sich die andere mit verschiedenen Nationen und Kulturen verbunden. Beide Frauen sind nach jüdischem Gesetz Jüdinnen, beide sind im multikulturellen Milieu der Tschechoslowakei vor 1938 sozialisiert und mehrsprachig aufgewachsen. Ihr Herkunftsmilieu läßt ihnen verschiedene Möglichkeiten der Selbstverortung zu. Dies erhöht die für einen jüdischen Lebensweg typische Komplexität der Frage nach der Zugehörigkeit zum jüdischen Volk als auch der Verbundenheit mit der Kultur des Herkunftslandes oder der Zugehörigkeit zum Land und Staat, in dem man heute lebt. Beide Frauen sind nach der Befreiung aus dem Konzentrationslager nach Israel emigriert, leben heute also in einer multikulturellen Nation. Der Staat Israel ist in seiner nationalen Eigenart gerade durch seine kulturelle und ethnische Vielfalt bestimmt. Im Unterschied zur Generation ihrer Kinder definieren sich beide Frauen nicht primär als Israelinnen, obwohl sie seit über 40 Jahren ein auf den Aufbau Israels konzentriertes Leben führen. Aus israelischer und generell aus jüdischer Perspektive handelt es sich auch um keine besonders ungewöhnlichen Biographien.

Beginnen wir mit Hannah Zweig, die Mitte der 20er Jahre in Frankreich als Kind jüdischer Franzosen geboren wird. Als sie drei Jahre alt ist, verunglückt der Vater tödlich. Zwei Jahre später heiratet die Mutter einen jüdischen Tschechen. Mutter und Tochter emigrieren nach Prag. In der Familie wird französisch und tschechisch gesprochen. Hannah erhält die tschechische Staatsbürgerschaft und behält die französische. In der Schule lernt sie deutsch; der Unterricht ist auf die deutsche Kultur und Geschichte konzentriert. Wie für besser gestellte jüdische Familien typisch, erhält Hannah außerdem Privatunterricht in Englisch. Die Familie hält die jüdischen Gesetze ein; d.h. die Mutter führt auch einen koscheren Haushalt.

Nimmt man diese Sozialisation aus der multikulturellen Perspektive ihres Herkunftsmilieus nicht als selbstverständlich, kann man sich anhand dieser lebensgeschichtlichen Daten fragen: Als was hat sich Hannah damals verstanden? Man kann sich auch fragen, ob dieses Mädchen damals unter dieser Vielfalt litt, ob sie sich zwischen den verschiedenen Kulturen hin- und hergerissen fühlte und nicht wußte, wohin sie gehörte.

Bevor ich auf die Selbstdeutungen von Frau Zweig eingehe, kurz die weiteren Stationen ihres Lebenswegs: Als Hannah 12 Jahre alt ist, erwartet ihre Mutter ein Kind; Mutter und Kind sterben bei der Geburt. Hannah lebt weiterhin zusammen mit ihrem Stiefvater und heiratet dann bereits mit 16 Jahren einen aus Belgien stammenden Juden. Nach dem Einmarsch der deutschen Wehrmacht in Prag im März 1939 schließen sich ihr Mann wie auch ihr Stiefvater dem tschechischen Widerstand an. 1940 werden beide Männer verhaftet; Hannah wird erst nach der Befreiung von ihrem Schicksal erfahren. Hannah selbst wird im Januar 1942 in das Konzentrationslager Theresienstadt deportiert. Drei Jahre ist sie in diesem Lager inhaftiert und wird Opfer von medizinischen Experimenten. Ende 1944 wird sie mit anderen Häftlingen in Prag zum Bau von Panzersperren eingesetzt. Die Befreiung durch die Rote Armee im Mai 1945 ist dann jedoch für sie mit unvorstellbarem Trauma verbunden: Sie wird von etlichen Angehörigen der Roten Armee vergewaltigt². Die Russen werden für sie zum meist gefürchteten Aggressor, und so flieht sie in die amerikanisch besetzte Zone in Deutschland. Mittlerweile hat sie auch erfahren, daß ihr Mann und ihr Stiefvater ermordet sind. Sie arbeitet nun bei den Amerikanern als Übersetzerin. Hier lernt sie Arie kennen, der als Sohn einer deutschen Mutter und eines jüdischen Tschechen als sogenannter Mischling in einem Konzentrationslager inhaftiert war³. 1948 heiraten Arie und Hannah.

Frau Zweig bewegt sich also in einem multinationalen und -kulturellen Rahmen, bewahrt jedoch in ihrer Partnerwahl eine gewisse Kontinuität zur Familientradition. Gehen wir in den biographischen Daten weiter: Hannah wird wie ihr Mann 1948 noch vor der Staatsgründung Israels Mitglied in der sozialistischen/marxistischen zionistischen Jugendgruppe Hashomer Hazair (vgl. Reinharz, 1986). 1953 emigriert dann das Ehepaar im Rahmen dieser Gruppe mit ihren mittlerweile in Deutschland geborenen zwei Kindern nach Israel. Die Familie geht in einen Kibbuz der sozialistischen Bewegung, das bedeutet auch, sie leben in demonstrativ anti-religiöser Haltung. In diesen Kibbutzim wird z.B. am Shabbat Schweinefleisch gegessen.

Frau Zweig, ist mittlerweile geschieden und hat den Kibbuz verlassen. Als bewußte Zionistin ist sie in eine kleine Stadt in der Wüste Negev gezogen, in der hauptsächlich orientalische

² Hannah spricht von 20 Männern.

³ Diese Information stammt aus einem Interview mit Aries Schwester, die in der Tschechischen Republik lebt. Er selbst thematisiert in einem Interview mit den beiden israelischen Mitarbeiterinnen Noga Gilad und Tamar Zilberman seinen nicht-jüdischen Hintergrund nur in Andeutungen. Seine mittlerweile geschiedene Ehefrau Hannah führt ihn als Juden im Interview mit der Autorin ein.

Juden leben, die ihr europäisches Kulturerbe nicht teilen. Neben hebräisch spricht sie in ihrem Alltag meist deutsch und englisch. Ihr Freundeskreis setzt sich u.a. aus deutschstämmigen Juden zusammen; außerdem verkehrt sie im Milieu der in ihrem Wohnort seit wenigen Jahren angesiedelten Juden aus Äthiopien. Sie hat auch Freunde bei den Beduinen, bei denen sie einige Monate im Zelt gelebt hat, um deren Lebensweise kennenzulernen.

Zugehörig zu welcher Kultur oder Nation fühlen sich nun Menschen, die von ihrer Lebensgeschichte und gegenwärtigen Handlungspraxis derart multikulturell geprägt sind? Ist dies für sie überhaupt ein Thema? Sehen wir was Hannah Zweig dazu meint. Zwei biographisch-narrative Interviews⁴ habe ich mit ihr geführt. Frau Zweig spricht fast fehlerfrei Deutsch und die Analyse des Interviews verdeutlichte, daß sie sich in dieser Sprache ihrer Vergangenheit vor der Alija, d.h. Emigration nach Israel näher fühlt. Diese Vergangenheit ist auch kaum Bestandteil des familialen Dialogs mit ihren Kindern, mit denen sie hebräisch redet, sondern sie thematisiert sie teilweise in den Gesprächen mit ihren deutschsprechenden Freunden in Israel.

Im ersten Gespräch erzählte sie mir ihre Lebensgeschichte bis zur unmittelbaren Nachkriegszeit. Das zweite Interview diente zur Erzählung der weiteren Lebensgeschichte.

Bereits im ersten Gespräch entstand eine sehr dichte von Vertrauen geprägte Atmosphäre zwischen Hannah und der Autorin. So gelang es Hannah, auch über für sie sehr tabuisierte Bereiche zu sprechen. Sie erzählte davon, daß sie im Lager für Lebensmittel mit anderen Häftlingen und vor allem mit Angehörigen der SS geschlafen habe. Sie sieht heute diese "Zwangsprostitution" im Kontrast mit den erlittenen Vergewaltigungen nach der Befreiung, in denen sie keinerlei Handlungsfreiheit mehr hatte. Dagegen interpretiert sie die auferlegte "Prostitution" als eine Art von Tausch: *"Und ein Mensch, der überleben will, der sieht es eben als Handelsaustausch .. und sie fühlen sich trotzdem nicht als Hure"*.

Während ihre kulturelle Zugehörigkeit im ersten Gespräch, in dem sie über ihre multikulturelle Sozialisation en detail und ihre Emigrationen (von Frankreich nach Prag und später nach Deutschland) erzählt hatte, kaum Thema war, beginnt sie das zweite Gespräch wie folgt

"Auf der einen Seite ich bin geboren in Frankreich, also ich fühle mich sehr verbunden der französischen Kultur, und überhaupt, ich bin an und für sich in meinem ganzen Wesen bin ich ziemlich französisch angehaucht. Sie haben sicher schon gemerkt, ich rede mit Händen und mit Füßen und bin ziemlich lebhaft ... Auf der anderen Seite, bin ich auch sehr hingezogen zur deutschen und der tschechischen Kultur, wissen Sie das zieht mich sehr an ... und auch die Sprachen, das zieht mich irgendwie sehr an, und dadurch daß ich in der Tschechoslowakei bin aufgewachsen, war ich sehr viel in Kontakt mit Deutschen, also auch in der Schule, man hat uns sehr deutsche Geschichte gelehrt und wir haben deutsche Lyrik gelernt, und auch in Musik, sehr viel deutsche Musik. Wir hatten auch viel tschechische Musik. Ich lebe und sterbe für Smetana ja? usw. usf. aber trotzdem,, so sehr ich mich hab irgendwie gefühlt eh, als französisch angehaucht, hab ich auch immer das Gefühl gehabt ich gehöre eigentlich auch zur deutschen und zur tschechischen Kultur"

Bis hierher zeigt sich, daß sich Frau Zweig entsprechend ihrer Familiengeschichte wie auch ihrer eigenen Sozialisation drei Kulturnationen zugehörig fühlt. Alle drei Sprachen haben für sie auch eine lebensgeschichtliche Bedeutung, die mit etlicher Problematik verbunden ist. Französisch bindet sie an die Eltern und damit an die frühen Verluste, tschechisch an den von

ihr sehr geliebten Stiefvater, während ihr Deutsch in den dreieinhalb Jahren Inhaftierung in einem Konzentrationslager ein wichtiger Faktor für ihre Überlebenschancen war. Die Verbundenheit zur deutschen Kultur ist nach der Shoah nicht unproblematisch für das Selbstverständnis einer Überlebenden. Doch aufgrund von Frau Zweigs traumatischem Erlebnis mit den Russen, das sie selbst als grausamer erlebte als ihre "Zwangsprostitution" in Theresienstadt, ist dies bei dieser Biographin nicht so zentral. So meint sie in diesem Zusammenhang auch explizit: *"Die Russen waren noch schlimmer als die Deutschen"*.

Frau Zweig fährt nun im Anschluß ihrer Ausführungen zu ihrer Zugehörigkeit weiter fort:

".....und in all dem zusammen, wußte ich, war mir bewußt ich bin eigentlich ne Jüdin"

Hier versucht Frau Zweig die drei Bestandteile, die sie lebensgeschichtlich bis zur Verfolgung als fraglos verknüpft erlebte, wieder zusammenzuführen. Dieser Versuch wurde für sie jedoch **erst** mit der Nazi-Verfolgung und Vernichtung nötig bzw. ihr auferlegt. Erst mit der Verfolgung, mit der Einlieferung ins Konzentrationslager, der Ermordung ihres Ehemannes und Stiefvaters wurde sie aus dieser multikulturellen, europäischen Orientierung unwiederbringlich herausgerissen und ihr das Nur-Jüdisch-Sein zugeschrieben. So meint sie an anderer Stelle im Interview:

*"Meine christlichen Freundinnen haben mir **nie** das Gefühl gegeben, ich bin anders. Erst nachdem dann, dann war die Kristallnacht und soweit und sofort und man hat mich immer gewarnt, vor dem und vor dem und vor dem. 'Mach den Mund nicht auf, und red nicht zuviel, und keiner braucht das wissen, du bist Jüdin'. **Damals** hab ich gemerkt, - ich bin anders."*

Wie dann auch die Rekonstruktion der Lebenserzählung zeigt, war für Hannah bis zur Verfolgung ihr Jüdischsein eher fraglos und selbstverständlich gegeben, so wurde ihr unabhängig von ihrem Zugehörigkeitsgefühl durch die Verfolgung als Jüdin auf's grausamste verdeutlicht, daß sie "nur" als Jüdin gilt. Daß sich jedoch ihr Jüdischsein nicht vom europäischen Kulturkreis trennen läßt, bringt sie immer wieder zum Ausdruck:

"wir haben eigentlich unsre eigne Kultur, unsern Glauben, unsere eigene Tradition. Sie können nich mal sagen es ist nur eine jüdische Kultur, wir waren immer verbunden, mit der europäischen, Kultur im Gesamten ... wir können uns als sozusagen europäische, Juden betrachten".

Damit grenzt sich Frau Zweig von den orientalischen Juden, die seit vielen Generationen in den arabischen Ländern lebten und ebenso von den äthiopischen Juden ab. Mit den folgenden Ausführungen wird dies weiter deutlich:

"Aber ich besteh da drauf, daß ich bin eine Jüdin und unter allen Umständen war ich immer ne Jüdin und werd es auch immer bleiben, weil- sehen Sie ich bin hier in das Land gekommen, und das erste Zusammenprallen zwischen der europäischen Kultur, der europäischen Lebensweise, dem europäischen Milieu,, und hier diesem, diesem orientalischen Milieu und der Kultur und der Lebensweise, also für mich war das ein ausgesprochener Schock."

Mit diesem Abschnitt wird einerseits das Jüdischsein zurückgenommen - sie kam nicht als Jüdin, sondern als Europäerin nach Israel - und andererseits wird es gleichzeitig erklärt: Frau Zweig erlebte Israel als Europäerin, da sie sich als Jüdin zur Alija entschieden hat und auf diese Weise lebensgeschichtlich ihre Zugehörigkeit zum jüdischen Volk vollzog. Die Emigration nach Israel war bei Frau Zweig die lebensgeschichtliche Konstellation, in der für sie nach der auferlegten Zuschreibung der Nazis als Jüdin und der als Jüdin erlebten jahrelangen Traumatisierung im KZ, hier nun für sie selbst die Zugehörigkeit zum Thema wurde. In der Konfrontation mit einer unbekannten Kultur wurde für sie selbst die Selbstdefi-

nition der Zugehörigkeit relevant. Dies manifestiert sich dann auch in ihrer Lebenserzählung: Sie spricht im Interview über ihre kulturelle Zugehörigkeit erst im Kontext ihrer Erzählung über die Einwanderung nach Israel. In dieser Textstruktur manifestiert sich, daß für Hannah die Frage, zu welchem Kulturkreis sie gehört, in ihrer Kindheit und Jugend kein biographisch relevantes Thema war. Diese Fallrekonstruktion verdeutlicht dagegen über diesen Einzelfall hinaus, wie die Zugehörigkeit erst in der lebensgeschichtlichen Konstellation von Fremdheitserfahrungen ein auslegungsbedürftiges Thema wird.

Im Anschluß an die zitierte Textstelle erzählt Hannah über ihre Reise nach Israel, die Ankunft in Haifa, bei der sie zum ersten Mal Falaffel aß und das alles sehr fremd fand. Sie erzählt über die schweren Lebensbedingungen in der ersten Zeit, von Skorpionen, unbekannten Krankheiten und der Hitze. Fallgeschichtlich interessant ist, daß sie die Fremdheitserfahrung am detailliertesten mit dem fremden Essen, den Falaffeln, belegt. Damit assoziiere ich eine Kindheitserinnerung von Hannah, die für sie die Differenzerfahrung mit christlichen Kindern symbolisiert: Obwohl die Mutter den Verzehr von nicht-koscherem Essen verboten hatte, aß Hannah mit Vorliebe die mit Leberwurst bestrichenen Schulbrote ihrer Schulkameradinnen. Als ihre Mutter dies herausfand, wurde sie in einem leiblich unvergeßlichen Sinne bestraft: Sie mußte den Mund mit Seife auswaschen. Mit dem Essen von Schweinefleisch in Israel, kehrt sie dann heute wieder zu ihren Vorlieben aus der Kindheit zurück.

Evaluierend meint Frau Zweig zu ihrer Emigration nach Israel:

"Ich sag Ihnen, bis ich hab mich da zurechtgefunden, also das war furchtbar, ich kann mich heute kann ich mich selber nich mehr verstehn,, warum bin ich raus aus Europa, und bin hierher ins Land gegangen? Aber dann sag ich mir wieder warum eigentlich nicht, du wolltest immer Jüdin sein und du wolltest immer in einem jüdischen Land leben, also mußst du es eben, wie man sagt auch runterschlucken, ... hat man den Brei eingerührt, na muß man auch essen,, und ich hab ihn mir eingerührt und jetzt hab ich ihn ausgegessen (lacht) so ist das im Leben was kann man machen?"

Damit wird nun weiterhin deutlich, Frau Zweigs jüdische Identität - formulieren wir es handlungstheoretisch - der von ihr gewählte Lebensweg als Jüdin, ihre Biographie als Jüdin, speist sich aus der Orientierung auf ein gemeinsames Land, die einen Bestandteil jüdischen Lebens ausmacht. Diese Orientierung (der in einer Familie, die Feste feiert, jedes Jahr am Sederabend Ausdruck verliehen wird⁵ war ihr im Unterschied zu einem Leben nach jüdischen Gesetzen, nach der Shoah geblieben. Damit kann Frau Zweig in einem Teil ihres Lebens, das von frühester Kindheit an von Brüchen und Verlusten geprägt ist, wieder Kontinuität herstellen. Diese Kontinuitätsherstellung ist für die psychische Stabilität von Überlebenden, deren frühere Lebenslinie durch die Verfolgung abrupt und in unheilbarer Weise durchtrennt wurde (cf. Niederland 1980:229), von besonderer Bedeutung.

Frau Zweig hat in Europa alle ihre signifikanten Bezugspersonen verloren und ihre Lebenswelt in Prag war nach dem Holocaust unwiederbringlich zerstört. Sie konnte weder an ihre erste Ehe noch an eine Berufslaufbahn wieder anknüpfen. Geblieben ist ihr die Zugehörigkeit zum jüdischen Volk, die sich für sie nicht religiös, sondern durch das gemeinsame Land und die gemeinsame Geschichte herstellt.

Ist es nun zwingend, daß sich jemand mit einem solchen Lebensweg in erster Linie als Jüdin definiert und das Gefühl der Zugehörigkeit zum jüdischen Volk nach der Shoah wieder eine

⁵ An diesem Abend wird beim rituellen Essen aus der Haggada, der Schrift über den Auszug aus Ägypten, vorgelesen und es endet damit, daß alle das Glas heben und gegenseitig den Wunsch aussprechen: "Nächstes Jahr in Jerusalem".

Kontinuität zur Vergangenheit ermöglicht. Kontrastieren wir die Fallstudie von Hannah Zweig mit der Lebensgeschichte einer Frau, deren Selbstdefinition sich nicht auf das Jüdischsein konzentriert.

Nachdem ich Amalia Teschner um die Erzählung ihrer Lebensgeschichte gebeten haben, beginnt sie wie folgt:

"Ich gehör, zu der deutschen Sprachinsel in, der Slowakei"

Frau Teschner (Jahrgang 1916), die perfekt Deutsch spricht, präsentiert sich also nicht mit "ich komme aus", sondern mit "ich gehöre zu". Mit dieser im Präsens formulierten Zugehörigkeit wird deutlich, daß sie sich als dorthin gehörend empfindet, obwohl sie heute dort nicht mehr lebt. Bereits im ersten Satz dieser biographischen Selbstdarstellung deutet sich hier eine Kontinuitätsherstellung an.

Es handelt sich dabei nun um eine Insel, auf der Deutsch gesprochen wird und die umgeben ist von einer anderen Ethnie mit einer anderen Sprache innerhalb des gleichen Staates. Ist Frau Teschner nun Deutsche oder verweist sie nur auf die Sprache? Sehen wir, wie sie fortfährt:

"mein Vater war Schullehrer der jüdischen, der israelischen Volksschule, die 'ne deutsche Schule war"

Sie führt ihren Vater mit seinem Beruf in das Gespräch ein. Eine Hypothese, die sich hier bereits formulieren läßt, lautet: Die Biographin erklärt damit, weshalb die Familie auf dieser deutschen Sprachinsel lebte. Amalia fährt dann auch fort:

"Aber eigentlich stammt meine Familie aus Ungarn"

Hier erfahren wir die nationale Abstammung der Familie. Wie Amalia dann selbst auch später noch erläutert, gehörte dieser Teil der Slowakei zu Österreich-Ungarn; wurde dann jedoch nach der Staatsgründung der Tschechoslowakei 1918, ein Jahr später an diesen neu entstandenen Staat abgetreten. Die Eltern stammten ursprünglich aus einem Gebiet, das auch nach 1919 zu Ungarn gehörte und wo ihre Familienangehörigen weiter lebten. Der Vater entschied sich jedoch nach der staatlichen Neuordnung in der Slowakei zu bleiben. Hierbei muß berücksichtigt werden, daß diese Entscheidung erheblichen Einfluß auf die spätere Verfolgung der Familie hatte, da die ungarischen Juden viel länger als die Juden der Slowakei vor Deportationen in die Vernichtungslager geschützt waren.

Vielleicht deutet sich an dieser Stelle im Interview, mit dieser dritten Information über die Familiengeschichte, bereits eine familiäre Konstellation an, die Frau Teschner über ihr Zugehörigkeitsgefühl bis heute weiter tradiert. M.a.W.: Die familiengeschichtliche Erfahrung der Diskontinuität staatlicher Zugehörigkeit wird über die Aufrechterhaltung des ethnischen Zugehörigkeitsgefühl 'geheilt'.

Es handelt sich bei Amalia also um eine jüdische Familie aus Ungarn, die somit in der Minderheitenkultur der Deutschstämmigen in der Slowakei sowohl als Juden als auch als Ungarn wiederum zu einer Minderheit gehörten⁶. Amalia fährt fort:

"Und meine eigentliche Muttersprache,⁷ wenn es eine Muttersprache bei uns überhaupt gibt, ist Ungarisch. Aber gesprochen wurde Deutsch und bis zur Matura hab ich nur Deutsch gelernt, und hab auch deutsche Matura gemacht. Meine Studien hab ich in unserem kleinen Städtchen am deutschen Gymnasium beendet. Dann in der slowakischen Universität in Bratislava weiterstudiert".

Frau Taschners voruniversitäre Sozialisation ist also sehr deutsch geprägt bzw. orientiert sich - wie für jüdische Familien nicht ungewöhnlich - an der deutschen Kulturation. Ihre Familie war zwar aus Ungarn, ihre Ausbildung und sprachliche Sozialisation konzentrierte sich

⁶ Ca. 10% der Bevölkerung des Heimatortes von Amalia waren Juden.

⁷⁷

jedoch auf's Deutsche. So spricht sie auch noch heute mit ihrer Schwester und ihrem Bruder, die bereits anfangs der 30er Jahre nach Israel emigriert waren, hauptsächlich deutsch, wobei sie jedoch immer wieder ins Ungarische wechseln.

Frau Teschner versteht sich heute jedoch nicht dem deutschen Kulturkreis zugehörig; sie könnte niemals wie Frau Zweig von einer Anziehung sprechen. Für sie, die das Vernichtungslager Auschwitz überlebt hat, die sofort bei Ankunft an der Rampe ihre Eltern, Schwiegereltern und ihren Ehemann verlor, ist ihre in der Vergangenheit vorherrschende Orientierung an der deutschen Kultur ein Problem. Dies wird mit einer Bedingung dafür sein, daß sich Frau Teschner heute auch so pointiert als Ungarin versteht. Um sich selbst vom Deutschen abzugrenzen, gewinnt das Ungarische, das bereits schon vor der Verfolgung familiengeschichtliche Relevanz hatte, retrospektiv weiter an Bedeutung. Obwohl Frau Teschner sich in den vier Interviews, die ich mit ihr führte, nie manifest als Ungarin bezeichnet hatte, war sie für mich in der Art, wie sie sich präsentiert - vor allem auch bei den privaten Begegnungen außerhalb der Interviews - eine Ungarin. So zweifelte ich keinen Moment an ihrer Antwort, als ich sie einmal im Zusammenhang einer Unterhaltung über jüdische Identität fragte: *"Was würdest Du denn sagen, als was fühlst Du Dich, als Israelin oder Jüdin oder was"*. Sie antwortete ohne zu zögern: *"Ich bin Ungarin"*.

Doch weshalb definiert sie sich nicht als Israelin oder Jüdin? Selbst wenn man berücksichtigt, daß gerade ungarische Juden in der Zwischenkriegszeit in der Slowakei, im Unterschied zu den Prager Juden, ungarisch-nationalistische Tendenzen zeigten, kann Frau Teschners Selbstdefinition als Ungarin nicht unbedingt erwartet werden. Nur begrenzt hat sie in der Slowakei in einem ungarischen Milieu gelebt, die meisten ihrer Freunde waren Slowaken oder Deutsche und die gesamte Verwandtschaft der Familie lebte in Ungarn. Es war jedoch gerade diese Familienkonstellation, der Verbleib der Familie 1919 in dem an die CSSR angeschlossenen Gebiet, die bereits damals die Identifikation mit der ethnischen Abstammung bedingt haben mag und an der Frau Teschner heute festhält, obwohl sie seit ihrer Emigration nach Israel 1949 ein sehr auf den Aufbau dieses Landes konzentriertes Leben führt. Gemeinsam mit ihrem zweiten Mann, der wie sie Arzt ist, hat sie Tel-Aviv verlassen und ist in die Wüste gegangen, um hier eine Abteilung eines Krankenhauses aufzubauen, obwohl Frau Teschner das kulturelle und europäische Milieu Tel-Avis sehr vermißt. In der Negev zu arbeiten, bedeutet, als Europäerin unter hauptsächlich orientalischen Juden zu leben und außerdem für die medizinische Betreuung der Beduinen zuständig zu sein. Frau Teschner legt auch Wert darauf, daß sie und ihre Familie gute Israelis sind. Sie ist stolz darauf, daß ihr Sohn und ihre Tochter trotz der schwierigen Lebensbedingungen, der ständigen Kriegsgefahr, weiter in Israel leben und sich beruflich für dieses Land engagieren.

Welche biographische Funktion hat nun bei Amalia die Identifikation mit Ungarn? Das Ungarische wurde für sie im Unterschied zur Orientierung an Deutschland und zum Jüdischsein in ihrem Leben nicht zum Problem. Da sie nie in Ungarn gelebt hat, hat sie auch den Antisemitismus der Ungarn nicht erlebt. Das Ungarische ist vielmehr durch ihre zweite Heirat mit einem jüdischen Ungarn, ein Teil ihres Lebens, der ihr eine Kontinuität mit einer vernichteten Vergangenheit ermöglichte bzw. nach dem Krieg wiederherstellte. Frau Teschners Gewißheit der Zugehörigkeit wurde durch ihre Erfahrungen in Auschwitz auch viel grundlegender erschüttert als bei Hannah Zweig. Für sie wurde in Auschwitz überhaupt die Zugehörigkeit zur Menschheit fragwürdig. Für sie ist die Frage nach dem Menschsein und der Menschlichkeit viel bedrohlicher als die Frage einer Zugehörigkeit zu einem bestimmten Kollektiv. Amalia leidet noch heute an der Dehumanisierung bzw. Deindividualisierung, die sie mit Ankunft in Auschwitz so tiefgreifend erleben mußte. Nach der Eintätowierung der

Häftlingsnummer in Auschwitz hatte sie das Gefühl: *"Und in **dem** Augenblick hat man das Gefühl,, eigentlich bist du nicht mehr du,, hast keinen Namen mehr,, und du gehst wo man dich schickt, und,, irgend, irgendeine, eine,, Zukunft, wenn es ein Zukunft gibt"*. So ist es bei Amalia auch die Tätowierung der Häftlingsnummer in Auschwitz gewesen und nicht das Haarschneiden oder andere Demütigungsprozeduren, die wie sie sagt *"so tief in die Seele hineingegangen ist .. und sie fährt fort: die Nummer, die hab ich satt und das bis heut, ohne Namen."*

Nach der Befreiung kämpfte Amalia Teschner auch lange mit Suizid-Gedanken. Was sie am Leben erhalten hat, war ihr Medizinstudium und ihrer späterer Beruf als Ärztin. So erzählt sie von einem Gespräch mit einer Freundin aus der Zeit unmittelbar nach der Befreiung, die zu ihr meinte:

"Es gibt zwei Möglichkeiten, entweder machst du einen Strich,, und was war war und du beginnst ein neues Leben oder du hängst dich auf". Und dann hab ich wieder zu handeln begonnen und habe mein unterbrochenes Studium wieder aufgenommen. Ich habe mir gesagt. Ich will weiter studieren, weil ich will mir beweisen, daß ich noch was fertig bringe".

Einerseits spricht Amalia hier zwar von dem Strich, den sie nach dem Ratschlag ihrer Freundin machen und ein neues Leben beginnen sollte, doch andererseits bringt sie zum Ausdruck wie sie versuchte, wieder an die Vergangenheit anzuknüpfen, in dem sie einen abgebrochenen biographischen Strang wieder aufnahm. So vollendete sie in Bratislava ihr Medizinstudium. Ihr Beruf ist bis heute für ihr Leben zentral und so ist auch ihre Ausbildungskarriere und berufliche Laufbahn das zentrale Thema ihrer gesamten Lebenserzählung. Der Beruf war der Lebensbereich, an dem Frau Teschner 1945 wieder anknüpfen konnte, der ihr wenigstens teilweise ein Gefühl von Kontinuität gibt. Sie wollte die Tschechoslowakei nach 1945 nicht verlassen, obwohl sie und ihre Mann als jüdische Ärzte in der Klinik Schwierigkeiten hatten. Es war ihr zweiter Mann, der sie aus der Zukunftslosigkeit herausriß und die Emigration nach Israel forderte. Neben ihrem Beruf hat sie diese Ehe im Leben gehalten. Mit ihrem Mann teilt sie die ungarische Herkunft und Sprache; damit kann sie einen Teil des verlorenen Lebens auch in Israel weiter leben. Die Eheleute sprechen ungarisch miteinander und im Freundes- und Bekanntenkreis sind viele Ungarn. Im Unterschied zu Hannah Zweig, hat das Ehepaar Teschner auch mit ihren Kindern in deren ersten Lebensjahren in ihrer Muttersprache gesprochen.

3. Zusammenfassung

Beide Frauen sind multikulturell sozialisiert, beide Frauen haben bis in die Gegenwart eine multikulturelle Lebenspraxis, und vor allem leben sie beide ein bewußt israelisches Leben. Auch wenn sie sich selbst nicht in erster Linie als Israelinnen definieren, identifizieren sie sich mit diesem Land, nehmen aktiv Anteil am Aufbau dieses Landes teil. Sie gehören beide nicht zu jenen Juden aus Europa, die immer noch im Geiste an die alten Zeiten in Europa leben und z.B. kaum Hebräisch sprechen können. Ihre Selbstdeutungen über ihre Zugehörigkeit unterscheiden sich zwar voneinander, doch nicht deren biographische Funktion. In beiden Fällen verhilft ihnen ihre Definition der Zugehörigkeit zur Herstellung von Kontinuität mit der Vergangenheit vor der Verfolgung. Sie wählen damit eine Selbstdefinition, die bereits im Horizont der Möglichkeiten ihrer Herkunftsfamilien liegt. Dieser Horizont von Möglichkeiten ist immer ein vielfältiger. Weshalb sich Hannah und Amalia jeweils die eine Möglichkeit und nicht eine andere wählten, ist durch ihre konkreten

Biographien bestimmt und ihnen nicht bereits in der Kindheit unveränderlich auferlegt worden⁸.

Würden wir uns auf die Ebene der Selbstdeutungen beschränken, würden wir sehr wenig von der gelebten Handlungspraxis erfahren. Wir würden anhand dieser Selbstdefinitionen vermutlich auch bei Prognosen über die Handlungspraxis sehr daneben tippen. Ohne die Rekonstruktion der Lebensgeschichte würde uns auch verschlossen bleiben, welche biographische Funktion diese Selbstdeutungen heute für die Biographinnen haben, und wie sie sich lebensgeschichtlich konstituieren. Es stellt sich überhaupt die Frage, wie wir als SozialwissenschaftlerInnen die Bedeutung einer sozialen Handlung erschließen können, wenn wir nicht die darauf hinführende Geschichte eines Individuums oder auch eines sozialen Systems kennen. Gehen wir von der grundlagentheoretischen Annahme aus, daß soziales Handeln nur mit der Analyse seiner Entstehungsbedingungen verstehbar und erklärbar wird, ist damit eine Entscheidung für eine Biographieanalyse impliziert.

Besser als die analytische Verwendung eines Identitätskonzepts, das stärker an den Selbstdeutungen der Subjekte im Hier und Jetzt orientiert ist, ermöglicht eine biographietheoretische Analyse die Rekonstruktion der Handlungsgeschichte eines Subjekts und deren Auswirkungen auf die gelebte Gegenwart. Identität begründet sich auch nicht über die Zugehörigkeit zu einem Kollektiv, sondern sie begründet sich über die Zugehörigkeit zu der jeweiligen biographischen Erfahrungsgeschichte vor dem Hintergrund einer Familiengeschichte, die eingebettet ist in verschiedene Kollektive, eingebettet in die soziale Welt, und die handlungspraktische Wahl verschiedener, wenn auch begrenzter Möglichkeiten repräsentiert. Und dies ist genau das, was wir unter Biographie verstehen.

Literatur

Breckner, R. (1994): "Ich war immer froh ein Entwurzelter zu sein". Aspekte biographischer Migrationsforschung in Ost-West-Perspektive. In: Werkstatt-Geschichte, 8, Themenheft: Nation in Europa. Hamburg, 59-68

Erikson, E. H. (1963): *Childhood and Society*. New York: Norton

Fischer-Rosenthal, W. (1991): Biographische Methoden in der Soziologie. In: Flick, U. / Kardorff, E. v. / Keupp, H. / Rosenstiel, L.v. / Wolff, St. (Hg.) (1991): *Handbuch Qualitative Sozialforschung*. München: Psychologie Verlags Union, 253-256

Fischer-Rosenthal, W. (1995a): Schweigen - Rechtfertigen - Umschreiben. Biographische Arbeit im Umgang mit deutschen Vergangenheiten. In: Fischer-Rosenthal, W. / Alheit, P. (Ed.): *Biographien in Deutschland. Soziologische Rekonstruktionen gelebter Gesellschaftsgeschichte*, opladen. Westdeutscher Verlag, 42-87

Fischer-Rosenthal, W. (1995b): The Problem with Identity: Biography as Solution to Some (Post)Modernist Dilemmas. In: Comenius, 3, Utrecht, 250-265

Glaser, B. / Strauss, A. (1967): *The Discovery of Grounded Theory*. Chicago: Aldine

⁸ Während Amalia z.B. ein Leben führt, das sich nicht an den Glaubensregeln orientiert, es wie die Ungarn liebt, Fleisch mit Sahne zu essen, führt ihr Bruder, der bereits vor der Shoah nach Palästina emigrierte, ein streng orthodoxes Leben.

Laing, R. D. (1961): The Self and Others, London: Tavistock

Lutz, H. (1995): The Legacy of Migration: Immigrant Mothers and Daughters and the Process of Intergenerational Transmission. In: In: Comenius . Utrecht, (3) 304-317

Niederland, W.G. (1980): Folgen der Verfolgung: Das Überlebenden-Syndrom. Frankfurt a.M.: Edition Suhrkamp

Reinharz, J. (1986): Haschomer Hazair in Nazideutschland, 1933-1938 (auf Englisch). In: Paucker, A. (Ed.): Die Juden im Nationalsozialistischen Deutschland. Tübingen: Mohr, 317-351

Rosenthal, G. (1994): Zur Konstitution von Generationen in familienbiographischen Prozessen. Krieg, Nationalsozialismus und Genozid in Familiengeschichte und Biographie. In: ÖZG, Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften. Wien, November

Rosenthal, G. (1995a): Überlebende der Shoah: Zerstörte Lebenszusammenhänge - Fragmentierte Lebenserzählungen. In: Fischer-Rosenthal, W. / Alheit, P. (Hrsg): Biographien in Deutschland. Opladen: Westdeutscher Verlag, 452-476

Rosenthal, G. (1995b): Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Frankfurt a.M: Campus

Rosenthal, G. (1995c) Familienbiographien: Nationalsozialismus und Antisemitismus im intergenerationellen Dialog. In: Attia, I. u.a. (Hrsg.): Multikulturelle Gesellschaft und monokulturelle Psychologie? Antisemitismus und Rassismus in der psychosozialen Arbeit. Tübingen: Dgvt-Verlag, 30-51

Rosenthal, G. / Völter, B. (im Druck): Jüdische und nicht-jüdische Drei-Generationen-Familien in Deutschland nach der Wende. Erscheint in Psychosozial 1996

Schütze, F. (1976): Zur Hervorlockung und Analyse von Erzählungen thematisch relevanter Geschichten im Rahmen soziologischer Feldforschung. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hg.): Kommunikative Sozialforschung. München: Fink, 159-260

Stierlin, H. (1982): Delegation und Familie. Frankfurt a.M.: Suhrkamp

Weinreich, P. (1989): Variations in Ethnic Identity: Identity Structure Analysis. In: Liebkind, K. (Ed.): New Identities in Europe. Worcester: Billing & Sons, 41-75